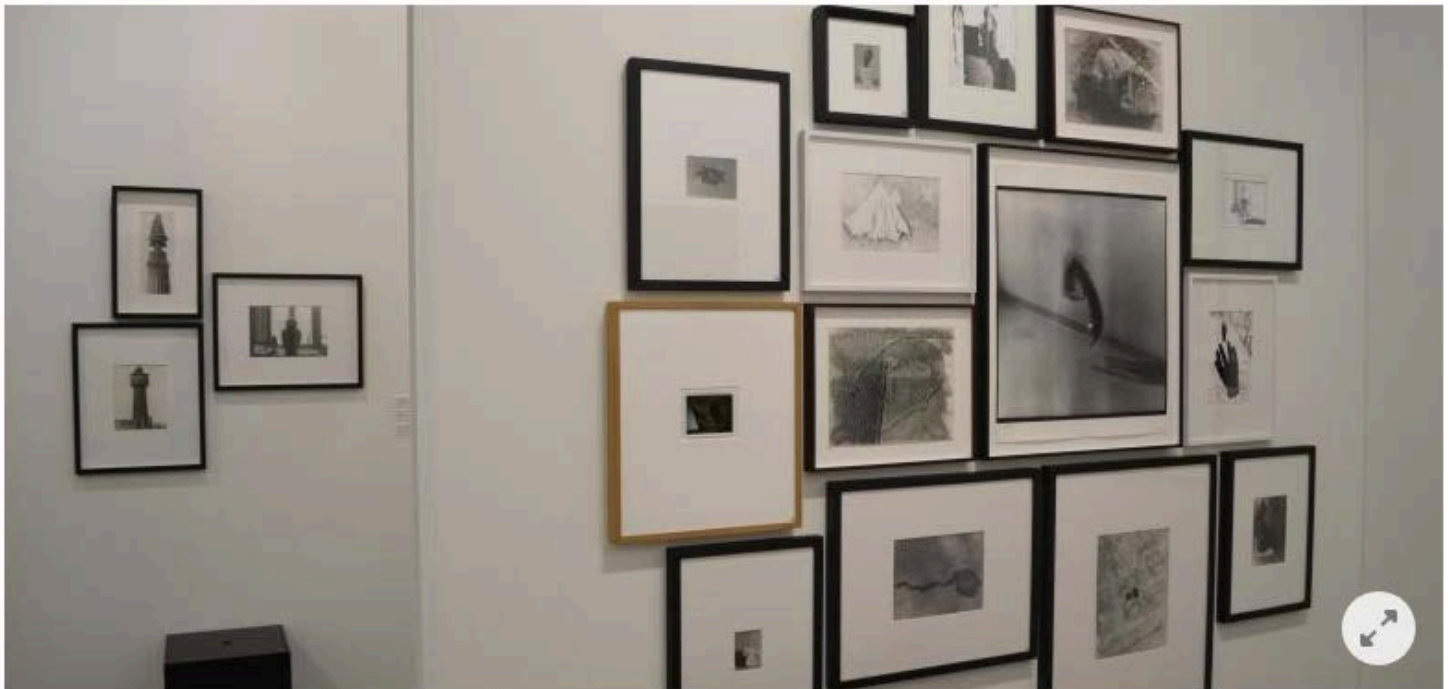


Wo es Galeristen und Sammlern schwindlig wird

Veröffentlicht am 20.06.2015 | Lesedauer: 6 Minuten



Von **Swantje Karich**
Redakteurin im Feuilleton



Die Galerie Kicken Berlin zeigt die internationale Fotomoderne der Mitte des 20. Jahrhunderts im Dialog mit Arbeiten von Zero-Künstlern

Quelle: KICKEN BERLIN

Der Kunstmarkt dreht sich so schnell wie nie. Gesteuert wird das Karussell noch immer von der weltweit wichtigsten Messe für Kunst von der Moderne bis zur Gegenwart: der Art Basel.

Als im Mai die Biennale in Venedig eröffnete, waren sich fast alle erstaunlich einig, dass dieses Festival eher den Charakter einer Kunstmesse habe. Die Galeriemitarbeiter

standen neben den Werken und freuten sich über Verkäufe. Umgekehrt wurde dieser Tage wieder über das museale Niveau der Art Basel gestaunt. Angesichts der unfassbaren Masse an Kunst, die einem auf der weltweit immer noch bedeutendsten Messe für Kunst von der Klassischen Moderne bis in die Gegenwart erwartet, muss man sich fragen, inwiefern all diese Kategorien heute überhaupt noch greifen: Messe versus Ausstellung, museal versus marktgerecht. Man kann kaum mehr klare Unterscheidungsgrenzen ziehen. Verkauft wird überall. Auch aus den Museen.

Was ist museal? So etwas wie „klassisch“, „gültig“, „bleibend“, „ganz toll“? Selten jedenfalls sieht man ein Kunstwerk, das eine ganze Art Basel überstrahlt. Ab und an aber gelingt es einem Künstler: Kris Martin zum Beispiel, der 2008 auf der Art Basel Miami Beach eine mächtige, tonnenschwere Kirchenglocke schwingen lies, die aber still blieb, weil der Künstler den Klöppel entfernt hatte. Sie wurde zum Symbol der Krisenzeiten-Messe. Jetzt hat der Berliner Künstler Julius von Bismarck (<http://www.monopol-magazin.de/Interview-mit-Julius-von-Bismarck>) ein Werk geschaffen, das allein einen Besuch der Art Basel lohnt: das „Egocentric System“.

Legen, lesen, schauen, nur nicht umfallen

In einer wenige Meter durchmessenden runden Betonschale steht ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett. Schon der Anblick des kargen Studierzimmers auf dieser leicht gewölbten Fläche hat etwas sehr präzise poetisches, wie Spitzwegs Gelehrter, den man auch nicht bemitleidet für sein Schicksal in der Stube. Der Künstler selbst verbringt die Dauer der Art Basel in der Schale – und sie dreht sich die ganze Zeit. Er liest, liegt, liest, schaut. Die Schnelligkeit der Drehungen hat Bismarck exakt berechnet – nicht zu schnell, damit einem nicht schwindelig wird, und nicht zu langsam, sonst fällt man um. Er gewöhne sich daran, sagt er, und irgendwann merke er es nicht mehr.

So simpel diese ortgewordene Geste ist, so aufwendig war ihre Herstellung, und so interessant ist die Wirkung: Man schaut zu, wie sich jemand um sich selbst dreht, damit aber sehr zufrieden ist. Der Beobachter bekommt irgendwann das Schwindel-Problem, nicht der Künstler, der die Voyeure gar nicht mitbekommt. Bündiger kann man nicht sagen, was längst allen auf der Zunge liegt, seit das Internet der Menschheit beigebracht hat: Öffentliche Schauplätze sind nicht notwendigerweise das Gegenteil privater Vorlieben und obsessiver

Innerlichkeit, sondern ergänzen sie manchmal zu stimmigen, unvergesslichen Bildern dessen, was „Gesellschaft“ heute ist. Die Scheibe kostet ohne Künstler 100.000 Euro in der Galerie von Max Levai, der mit Marlborough Chelsea die Blue-Chip-Galerie seines Vaters in die Gegenwart führt.

Mit dem Egozentrischen-System-Blick sieht die Messe gleich ganz anders aus, eben wie eine Kippfigur aus „individuell interessant“ und „sozialästhetisch bezeichnend“ gleichzeitig. Die zwei Stockwerke Galerien und ihre unglaublichen 4000 Künstler drehen sich im Geiste plötzlich um das Rund des Innenhofs, wo Sammler, Galeristen, Kuratoren bei Currywurst für neun Franken ihre Geschäfte abschließen und auch noch dabei sind, sich an die schnelle Bewegung im Kunstmarkt zu gewöhnen.

Thema unter den Galeristen in Basel ist, dass die Künstler ihren Galerien zuletzt nicht mehr so treu waren, wie der partnerschaftliche Mythos sich's wünscht, und häufige Wechsel für Unruhe sorgen. Einer der Galeristen, der gern Künstler anderswo wegkauft, ist David Zwirner. Jüngster Fall: Sherrie Levine, die nach 20 Jahren von Paula Cooper zu ihm wechselt. Da lockt die Künstlerin, dass durch die aggressive Arbeit der Megagalerie die Preise mit Sicherheit steigen. Zwirner erlebt dieses Jahr jedenfalls die „beste Messe jemals“ mit Verkäufen unter anderen von Marlene Dumas' „Helena“ von 2002 und Sigmar Polkes „Skelett“ von 1974, beide für jeweils 3,5 Millionen Dollar.

Auch Hauser & Wirth ist euphorisch. Welcher Privatsammler wohl die lebenden Pfeilschwanzkrebse „Cambrian Explosion“ von Pierre Huyghe für 500.000 Euro erworben hat? Bärbel Grässlin aus Frankfurt freut sich, dass sie fast von jedem ihrer Künstler etwas vermittelt habe. Sprüth Magers kann sich unter anderen auf Rosemarie Trockel „Untitled (Made in Western Germany)“ von 1987 für 1,8 Millionen Euro verlassen und natürlich auf Andreas Gursky, dessen goldenes „Katar“-Foto von 2012 900.000 Euro brachte.

Ein eigenes Viertel für die alte Kunst

Sie sind die Selbstläufer der Messe. Schwerfälliger gestaltet sich der Handel mit älterer Kunst. Auch die Art Basel spürt den Druck der Auktionshäuser auf das Ökosystem des Kunstmarktes: Sammler verkaufen zunehmend gleich dort ihre Arbeiten, weil sie auf Höchstpreise hoffen. Außerdem fehlt es seit einigen Jahren nicht mehr nur an Alten Meistern, sondern auch an

Spitzenwerken der Moderne. Das führte jetzt dazu, dass Messeleiter Marc Spiegler in der Halle mit Moderner Kunst ein bisschen Schach gespielt hat, um der alten Kunst wieder einen stärkeren Auftritt zu geben. Er hat aus allen möglichen Ecken Händler zusammengesammelt: Besonders auffällig ist es in einem Viertel, wo jetzt Helly Nahmad, die Galerie 1900 – 2000, Feigen, Nolan, Berinson und Richard Nagy zusammen auftreten.

Vergrößert hat sich Dominique Lévy aus London, New York und Genf durch die Veränderung. Die Galerie zeigt an einer Wand Cy Twombly mit zwei zarten Arbeiten von der deutsch-venezolanischen Künstlerin Gego, Gertrud Louise Goldschmidt, die 2014 in der Hamburger Kunsthalle in einer fundierten, großen Ausstellung gewürdigt wurde (Preis nur auf Anfrage). Sie werden sie im September in der New Yorker Galerie zeigen.

In Basel begegnet man auch viel Museumskunst. Aber sie kommt aus einer anderen Richtung, als man es sonst gewöhnt ist. Der Normalfall: Beim Berliner Gallery Weekend zum Beispiel sieht man Kunst, die dann manchmal nur wenige Monate später in Museumsschauen auftaucht. In Basel wiederum sieht man Kunst, die man vorher im Museum gesehen hat, wie Ed Atkins' „Happy Birthday“, das bei der Triennale im New Museum war. Oder Abbas Akhavans tolle Arbeit „Study for a Monument“ bei Third Line aus Dubai, die in der Münchener Villa Stuck zu sehen war, oder Avery Singer, die gerade in der Kunsthalle Zürich gezeigt wurde. Der Schnelldurchgang durch die wichtigsten, vielleicht verpassten Ausstellungen des letzten Jahres macht beste Messelaune.

Die Art Basel ist das Zentrum des globalen Kunstmarkts

Von der Biennale in Venedig findet sich wenig. Für Eigen + Art hat Olaf Nicolai die Flugkurve der Bumerangs auf dem Dach des Deutschen Pavillons in eine kleine Neonröhrenarbeit übersetzt. Dazu gehören noch Relikte auf Holz vom Arbeitsprozess, die eigentlich nicht als Kunst gedacht waren (45.000 Euro). Barbara Weiss hat einen tollen Frauenstand mit Ayşe Erkmen, Monika Baer, Nicole Eisenman. Von Geta Brătescu gibt's bunte Masken-Papierarbeiten für 39.000 Euro. Bei Sfeir Semler kosten die ganz kleinen, bunten Malereien von Etel Adnan, die Entdeckung der letzten Documenta, mittlerweile 240.000 Euro.

Wenn man den Innenhof der Messe oft genug umrundet hat, sodass das Kunstdickicht schon nicht mehr so selbstbezogen wirkt, sondern der Kreislauf eine Art Spirale wird, dann erfährt

man wieder diesen Augenblick der positiven Fassungslosigkeit, der einen in Basel immer überkommt, darüber, wie viel Kunst tagein tagaus in der Welt hin- und hergeschickt wird – global. Kulturhybride, Flussdiagramme: Die Drehzahl des Kunstmarkts ist so schnell wie nie. Nicht alle werden sich auf dieser Plattform halten können. So ruhig wie Julius von Bismarck, nämlich in seiner Schale einfach das lesen, was gerade Kunstgeschichte schreibt, kann schon lange niemand mehr.

Art Basel (<https://www.artbasel.com/en/Basel>), bis 21. Juni

© Axel Springer SE. Alle Rechte vorbehalten.

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/142798702>